

# Das Engadinerhaus

Autor(en): **Könz, J.U.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl  
scolastic grischun**

Band (Jahr): **14 (1954-1955)**

Heft 2

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-355857>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

150 Jahren befindlichen Holzwasserleitungen konnten das Wasser noch nicht durch Abzweigungen in jedes Haus führen. Durch findige Einrichtungen war eine Verästelung zu den Nebenbrunnen möglich. Dies war alles! Solche Leitungen aus jungen Tannen- oder Föhrenstämmchen, die mittels eines mächtigen Teuchelbohrers zu «Teucheln» (Holzröhren) verarbeitet und auf weiter Strecke unter der Erde aneinandergereiht wurden, bestanden bei uns noch da und dort vor 70 Jahren. Wer denkt aber noch an diese damals so selbstverständliche Einrichtung! Das idyllische Bild des Teuchelbohrens ist für immer verschwunden. Die epochemachende Errungenschaft der Metallröhren bringt heute das Wasser in fast jede Bauernküche.

Sowohl die heutige Küche als auch die bessere und gesündere Wasserversorgung in beinahe allen unseren Bergdörfern dürfen als bedeutender Fortschritt in unserer Wohnkultur angesehen werden. Niemand wird den ungesunden, raucherfüllten Küchen, dem weiten und beschwerlichen Wasser- gang der Bauersfrau, besonders während des rauhen und kalten Winters, nachtrauern. Die ganze Entwicklung entsprach einem wirklichen Bedürfnis und blieb im allgemeinen ohne verheerenden Schaden an baulichen Kultur- gütern. Anders und folgenschwerer verhält es sich oft mit unvernünftigen und unnötigen Umgestaltungen und Umbauten in unseren Dörfern. Planlos und ohne Bedacht verfallen reizende Häuser und Häuserreihen der Ver- nichtung oder Verschandelung.

## **Das Engadinerhaus**

Von Arch. *J. U. Könz*

In der großen Vielfalt der Hausformen in Graubünden entstand an der Kreuzung zweier wichtiger Verkehrslinien eine ganz besondere Form, das Engadinerhaus.

Das Engadin ist ein gegen Osten und Westen offenes Tal. Einerseits ist es durch den natürlichen Flußlauf mit dem oberen Inntal und über den sehr bequemen Reschenpaß mit dem Etschtal verbunden; andererseits bildet der in allen Zeiten vielbegangene Malojapaß eine sehr gute Verbindung mit der Comerseegegend.

Bauformen entwickeln sich flußaufwärts; das Engadin bildet in diesem Punkte keine Ausnahme; denn im Grunde besteht derselbe Bautyp wie im Engadin auch im oberen Inntal und im Vintschgau. Die Grundform des Engadinerhauses dringt von Osten her in unser Land ein. Gleichzeitig ist der Einfluß von Süden und Westen her ein bedeutender, wenn er sich auch nicht auf die Grundform, sondern vielmehr auf Baugesinnung, Detailform und Ornament geltend macht. Mit dem Norden und hauptsächlich mit der Haupt- stadt Curia Raetorum ist das Engadin seit der Römerzeit durch die Julier- route verbunden, zu der sich im Mittelalter die Albulastraße und außerdem viele weniger ausgebaute Übergänge im unteren Talabschnitt gesellten.

Es ist nun gerade im Schnittpunkt der Ost-West-Straße durch das En- gadin mit dem Süd-Nord-Übergang Bernina-Julier bzw. Albula, wo die höchste Entwicklung des Engadinerhauses stattgefunden hat. Mannigfaltige und von weither kommende Einflüsse haben sich hier zusammengefunden und

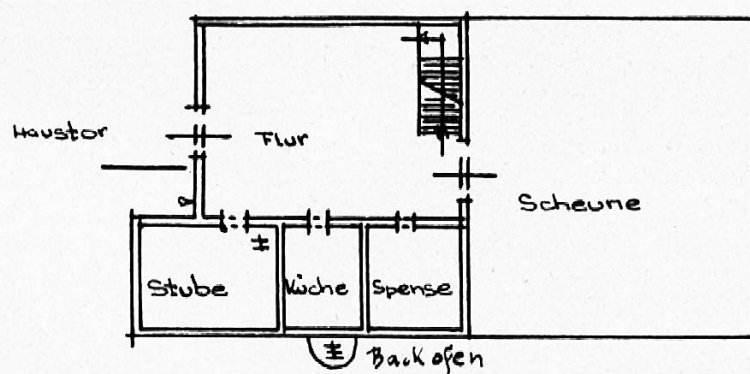


Abb. 30. Engadiner Bauernhaus

die einzigartigen und in sich als Einheit geschlossenen Dörfer Zuoz, Madulain und Samedan gebildet. Dabei hat das Engadinerhaus stets seinen Charakter bewahrt und sich ständig entwickelt, ohne je eine städtische Form einfach zu übernehmen. Die Volkskunst hat sich hier als stark genug erwiesen, um auch größeren Gebäuden und höheren Lebensformen zu genügen. So sind auch die Patrizierhäuser des 18. Jahrhunderts (vgl. Abb. 1) als Weiterbildung des Engadiner Bauernhauses entstanden, im Gegensatz z. B. zu den Patrizierhäusern in Bondo und Soglio und in vielen anderen Gegenden, die zu den dortigen Bauernhäusern in Gegensatz stehen.

Die Anordnung des Grundrisses beim Engadinerhaus zeichnet sich aus durch Konzentration aller Zwecke unter einem Dach. Diese Tendenz zeigt sich seit der Erbauung der ältesten uns bekannten Häuser und wird immer stärker im Laufe der Zeit. Ein Grund dazu mag der sein, daß die Engadiner

Abb. 31. Grundriß  
des Wohnstockes.



in früherer Zeit nicht nur Bauern, sondern auch Fuhr- und Wirtsleute waren und sich mit dem bedeutenden Verkehr auf der Talstraße und über die Pässe beschäftigten. Dazu mögen die vielen Zerstörungen zur Zeit des Schwabenkrieges und der Bündner Wirren die Entwicklung beschleunigt haben; denn man kann feststellen, daß bei Wiederaufbauten nach jeder Zerstörung sich ein Hang zur Standardisierung der Hausform und zur Konzentration des Dorfes geltend machte.

So haben die Häuser derjenigen Dörfer des Unterengadins, die innert 125 Jahren zweimal zerstört wurden (1499 und 1622), alle den genau gleichen Grundriß, was für ältere Gebäude sonst durchaus nicht in diesem Maße der Fall ist. Dieser Standardgrundriß wird allgemein als für das Engadinerhaus allein gültig angenommen, was nicht ganz richtig ist: Es enthält Wohnhaus, Scheune und Stall unter einem Dach. Durch das Tor im Erdgeschoß gelangt man in den Sulèr, einen großen Vorraum, dem sich auf der Längsseite die getäferte Stube, die gewölbte Küche und die meistens auch gewölbte Spense (Chaminada) anordnen. In einer hinteren Ecke des Sulèrs befindet sich die gemauerte Treppe nach dem Ober- und Untergeschoß. Durch den Sulèr fahren die geladenen Heuwagen zum Tablà (Heustall). Unter dem Heustall ist der Viehstall, und dazu gelangt man von außen durch die unter dem Sulèr befindliche Cuort. Im Obergeschoß befindet sich oft als einziger Schlafraum eine niedrige gestrickte Kammer über der Stube, alles andere ist leerer Raum, der für die Landwirtschaft benützt wird. Bei reicheren Formen kommen freilich weitere Kammern hinzu und oft eine weitere Stube, fast ein Repräsentationsraum, mit reichen Holzprofilen und Schnitzereien, «Stüva sura» genannt.

Es ist hier nicht möglich, den vielen Variationen und Dekorationsarten, denen das Haus in den verschiedenen Stilepochen unterworfen war, nachzugehen. Eine ganz typische Dekorationsart, die von der Mitte des 16. Jahrhunderts an bis Ende des 18. Jahrhunderts Mode war und sich in dieser Zeit außerordentlich verbreitete, muß erwähnt werden. Es ist die wahrscheinlich aus Italien importierte Sgraffitotechnik; sie wird folgendermaßen ausgeführt: Die Hausmauer wird zuerst roh verputzt, dann mit einem feineren Kalkputz versehen, der mit der Kelle angebracht, verteilt, angedrückt und geglättet wird. Die so entstehende Fläche wird auch bei Verwendung von nicht ganz feinem Sand zwar glatt, aber nicht ganz eben, sondern leicht gewellt, etwa einem alten Pergamentblatt gleich. Dieser mit der Kelle geglättete Kalkputz ist von einer ungewöhnlichen Festigkeit und Dauerhaftigkeit.

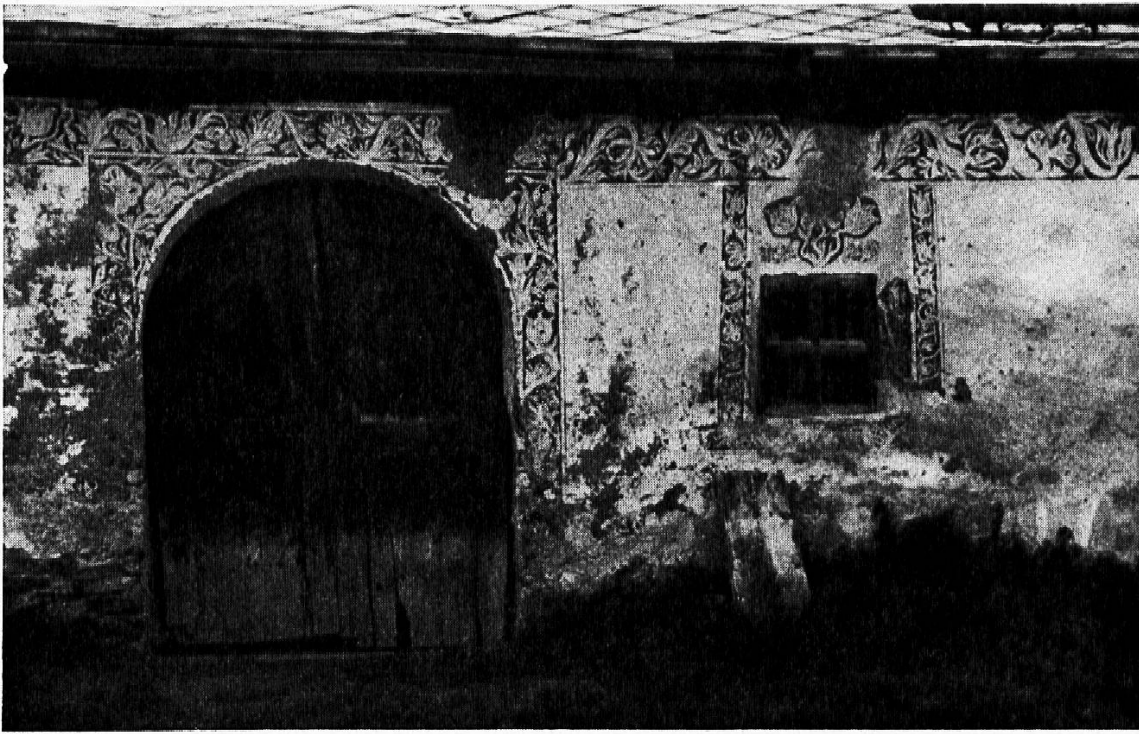


Abb. 32. Sgraffitodekoration

Auf dem frischen Putz werden diejenigen Stellen, auf welchen die Dekoration vorgesehen ist, in späterer Zeit auch etwa die ganze Fassade, mit ziemlich dick angemachter Kalkmilch bestrichen. Die Ornamente können dann, solange der Putz noch weich ist, leicht aus der hellen Fläche herausgekratzt werden und erscheinen dunkler, in der Farbe des Fassadenputzes.

Als Grund benutzte man immer Kalkmörtel, der entweder mit gewöhnlichem Sand oder mit Tuffsand angemacht war. In einigen wenigen Fällen habe ich einen Putz gefunden, dem Stückchen von Holzkohle beigemischt worden waren, um ihn dunkler zu machen. Der Farbanstrich ist zwischen dem trockenen Kalkputz und dem Kalkanstrich immer ein sehr kleiner; darum wirkt nach richtiger Technik ausgeführter Sgraffito nie hart.

Der Zusammenklang der beiden Farben ist auch die Ursache, daß eine Sgraffitodekoration eine Fläche nicht zerschneidet, sondern als ein Ganzes beläßt; sie streut nur ein leichtes Ornament darauf. Trotz ihrer Feinheit ist die Wirkung einer Sgraffitoverzierung eine ganz unerwartet starke, besonders dort, wo ein ganzes Dorf, wie z. B. Guarda, davon erfaßt wird.

Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, im Zeitalter der großen wirtschaftlichen Entwicklung, ist es mit der Kunst des Bauens auch im Engadin bedenklich abwärts gegangen. Viel wurde verdorben, so daß uns heute vom Alten nur kümmerliche Reste und Ruinen übrig bleiben. Auf diesen Resten, unter Berücksichtigung der unterdessen durchgemachten Entwicklung und ohne rückständig zu sein, versuchen wir, eine neue, bodenständige Kultur aufzubauen. Damit dies gelingen soll, ist das Verständnis und die Mitarbeit aller notwendig.

*Anmerkung.* Die Clichés der Abbildungen Nr. 1, 6, 26, 27, 28, 30, 32 wurden uns in verdankenswerter Weise vom Verlag Otto Walter AG., Olten, aus der Sammlung „Heimatschutz“ zur Verfügung gestellt.